

die 2018/2019 zum 100-jährigen Jubiläum der Novemberrevolution erschienen sind. Er konstatiert ein neues Interesse an revolutionären Umbrüchen, das dazu führte, die etwas starre Geschichtsschreibung zur Novemberrevolution wieder anzukurbeln (S. 61). In seinem Essay untersucht er, wie die beiden Paradigmen Demokratie und Gewalt vor allem die Anfangsphase der Weimarer Republik prägten. (S. 76)

Horst Dreier zeigt in seinem Beitrag auf, wie sich die Einschätzung der Weimarer Reichsverfassung in den letzten Jahren im wissenschaftlichen Diskurs geändert hat: weg von der Sichtweise, dass sie der Grund des Scheiterns von Weimar war und Hitler den Weg zur Machtübertragung ebnete, hin zu einer positiveren Betrachtung, die die modernen, liberalen und sozialen Elemente in den Blick nimmt und den Vorbildcharakter für unser Grundgesetz betont. (S. 93f) Sein Fazit über Weimar hat auf-rüttelnd aktuelle Bezüge und beinhaltet im Grunde eine der Lehren, die uns diese kritische Bestandsaufnahme liefert:

„Eine demokratische Verfassung bildet noch keine Grundlage für eine lebendige demokratische Ordnung. Demokratie ist kein Selbstläufer, sondern eine besonders anspruchsvolle und voraussetzungsreiche Form der Gestaltung des politischen Gemeinwesens. [...] Eine Republik kann nicht ohne Republikaner, eine Demokratie nicht ohne Demokraten bestehen.“ (S. 93f)

„Weimar – die unterschätzte Demokratie?“ Diese Frage stellt Dirk Schumann in seinem Beitrag. Unter Bezugnahme auf den Begriff der Resilienz bzw. der Resilienzforschung untersucht er die Herausforderungen und die Formen der Krisenbewältigung vor allem des Jahres 1923, ferner die Impulse für eine republikanische, politische Kultur, die Demokratisierung Preußens, die Außenpolitik und schließlich die Zerstörung der Weimarer Republik. Oft wenig beachtet, rückt er den Blick auf die Nachgeschichte tiefgreifender Veränderungen der Jahrzehnte um 1900, des verlorenen Weltkrieges und die Entwicklung zur Moderne. Die Bewährung im Krisenjahr 1923 zeigt für Schumann die Resilienz Weimars. Tragisch bleibt, dass Hindenburg die Ausnahmebefugnisse der Weimarer Reichsverfassung nicht zur Sicherung und zum Erhalt der Verfassung einsetzte, sondern zu ihrer Zerstörung.

Im Beitrag von Kirsten Heinsohn stehen die Frauen im Mittelpunkt. Sie analysiert, ob die erste Demokratie ein Ort für Frauen war. Die Räume, die die Frauen 1919 vorfanden, waren von Männern dominiert. Doch der politische Raum veränderte sich für und durch die Frauen. Das Wahlrecht ermöglichte ihnen, ihre Themen einzubringen, Abgeordnete zu wählen oder sich selber wählen zu lassen. Die Demokratisierung im politischen, brachte aber keine Demokratisierung im öffentlichen oder privaten Leben mit sich. Die Frauen blieben weiter von ihren Eltern oder Ehemännern abhängig. Die Autorin weist darauf hin, dass die Ablehnung der Gleichberechtigung von Frauen von den Gegnern der Republik als Beitrag zu ihrem Kampf gegen die Demokratie gesehen wurde.

Weitere spannende Schlaglichter auf Weimar werfen Jens Hacke mit seinem Aufsatz über liberales Denken in Krisenzeiten der Demokratie und Ernst Piper mit seinem Beitrag über das Exil als Transferraum demokratischer Traditionen. Die letzten drei Aufsätze befassen sich mit den Nachwirkungen und der Rezeptionsgeschichte Weimars: Christoph Cornelissen ordnet ein, wo Weimar in der deutschen und internationalen Erinnerungskultur steht, Thomas Sandkühler betrachtet die Geschichte der politischen Bildung von 1918 bis 1990 und Martin Sabrow geht der in den letzten Jahren aufgetretenen „Weimar-Furcht“ auf den Grund. Für ihn ist der Weimar-Vergleich eine unhistorische Analogiebildung. Dass wir wieder mehr an Weimar denken erklärt er damit, dass die neue Demokratiegeschichte Weimar wieder einen angemessenen Platz zuweist und die Novemberrevolution als den Anfang unserer Demokratie festmacht. Spannend ist sein kurzer Ausblick in das 21. Jahrhundert mit all seinen Krisen, die so manch wichtiges Weimar-Jubiläum in den Hintergrund haben treten lassen. Eine erschreckende Kontinuitätslinie der letzten 100 Jahre, auf die er hinweist, ist die des rechten Terrors.

Die übersichtlichen Aufsätze geben zum Teil Einblicke in weniger bekannte Themen und können auch nur für sich gelesen werden. Die Herausgeber wollen mit der vorliegenden Publikation das Potenzial demokratiegeschichtlicher Innovationen der Weimarer Republik herausarbeiten, das ist ihnen gelungen. Was das bereits 2023 erschienene Werk

auch drei Jahre später noch lesenswert macht, ist die Tatsache, dass die Auseinandersetzung mit Weimar aufzeigen kann, wie Demokratie gerade in krisenhaften Zeiten gestaltet und gelebt werden kann.

Silke Maurmaier

Dagmar Herzog:
Der neue faschistische Körper.
Nachwort von Alberto Tosco.
Berlin: Wirklichkeit Books 2025. 124 S., 18 €.

Wie faschistische Bewegungen über Körper, Sehnsüchte und die soziale Abwertung von Minderheiten – etwa körperlich und geistig beeinträchtigter Menschen – wirken, zeigt die US-amerikanische Historikerin Dagmar Herzog eindrücklich in ihrem 2025 erschienenen Essay „Der neue faschistische Körper“.

2025 im unabhängigen Berliner Verlag Wirklichkeit Books erschienen und mit einem Nachwort des Kulturkritikers Alberto Toscano versehen, ist Herzogs Buch eine prägnante, dichte und zugleich hochaktuelle Studie. Ihr Gegenstand: der Körper als politisches Schlachtfeld.

Die zentrale Beobachtung ist ebenso schlicht wie verstörend: Autoritäre Bewegungen – von der Alternative für Deutschland (AfD) bis zum US-amerikanischen Trumpismus – lassen sich nicht allein mit Angst oder Wut erklären; entscheidend ist auch die „Lust an Aggression, Gemeinheit und Gewalt“. (S. 6) Diese Formulierung trifft ins Mark. Sie verweist auf eine emotionale Ökonomie, die Aggression nicht nur duldet, sondern politisch mobilisiert.

Aus dieser Diagnose entwickelt Herzog ihr Schlüsselkonzept des „Sexy Rassismus“. Gemeint ist eine Ästhetik und Affektpolitik, in der rassistische Bilder und Körperinszenierungen gezielt erotisch aufgeladen werden, um Emotionen zu erzeugen und Bindung zu stiften. (S. 9ff) Konkret beschreibt die Historikerin damit „libidinös aufgeladene Botschaften, die Gefühle von Angst, Wut und Abneigung schüren oder, andersherum, ein erregendes Dominanzgefühl gegenüber rassifizierter Vulnerabilität“. (S. 8) Solche Strategien zeigen sich in Wahlkampfbildern, in Kampagnen, sexualisierten Bedrohungs-

narrativen über Migration oder in der Inszenierung ‚schützenswerter‘ Weiblichkeit. Das darin verborgene Versprechen lautet stets: Stärke, Reinheit, Überlegenheit.

Hier knüpft Herzog an Michel Foucault an. Sexualität, so das von ihr zitierte Diktum, sei ein „besonders dichter Durchgangspunkt“ für andere Machtbeziehungen. (S. 65) Im Sprechen über Sexualität würden „verschiedenste andere Themen – die manchmal kaum im Zusammenhang zu stehen scheinen“ mitverhandelt. (S.65ff) Sexualität ist ein Feld intensiver Gefühle, Lust und Verletzlichkeit zugleich. Gerade diese Verletzlichkeit wird politisch instrumentalisiert. (S. 67) Wer über Sexualität spricht, spricht über Norm, Zugehörigkeit, Gesundheit und Stärke – mithin über Macht. Faschistische Bewegungen verstehen das und verwandeln intime Sehnsüchte in politische Energie.

Der Blick in die Geschichte verstärkt die Gegenwartsdiagnose. Herzog verweist auf „Herrenrassenfantasien“ und das Ideal körperlicher wie moralischer Überlegenheit im Nationalsozialismus. (S. 65) Das Bild eines durchweg prüden Regimes weist sie als verkürzt zurück: Auch hier wurden erotisch aufgeladene Bilder, Affekte von Angst und Wut und gezielte Körperinszenierungen strategisch eingesetzt. Der Widerhall jener Ästhetik ist bis heute spürbar.

Dem „sexy Rassismus“ stellt Herzog die „obsessive Beschäftigung mit Behinderung“ zur Seite. (S.7) Sie zeigt, wie Narrative der Behinderungsfeindlichkeit – etwa die Ablehnung von Inklusion – politisch instrumentalisiert werden. (S. 19) Historisch führt diese Linie zur nationalsozialistischen Vision einer „Nation ohne Makel“, die in Zwangssterilisationen und den ‚Euthanasie‘-Morden kulminierte. (S.8) Die Fixierung auf Intelligenz als Wertmaßstab erscheint dabei als Scharnier zwischen biologistischer Ideologie und sozialer Ausgrenzung. (S.71)

In der Verschränkung beider Phänomene erkennt Herzog eine „seltsame Kombination erotisierter rassistischer Dominanz mit Gehässigkeit gegenüber denjenigen, die sie [die AfD, Anm. SR] als schwach ausmacht“. (S.74) Begehren und Verachtung, Lust und Entwertung greifen auch aktuell ineinander. Hinzu kommt die Strategie, Rechtsnormen durch beharrliches Wiederholen neuer Begriffe zu verschieben, bis sie normalisiert sind

(etwa den menschenverachtenden Begriff der ‚Remigration‘). Affekte bereiten so den Boden für politische Verschiebungen.

Herzog warnt eindringlich: Faschismus richtet „auf lange Sicht Schaden“ an. Er ist „nicht leicht zu überwinden“. (S. 70) Gerade deshalb ist dieser Essay so wichtig. Er fordert dazu auf, die Gegenwart nicht nur politisch, sondern emotional zu lesen – in ihren Bildern, Affekten und Körperfantasien. Der Widerhall des Nationalsozialismus ist kein fernes Echo, sondern ein Resonanzraum, der sich in aktuellen Debatten bemerkbar macht. Der neue faschistische Körper ist mehr als eine Studie. Es ist ein Einspruch gegen die Verharmlosung autoritärer Verheißungen – und ein Plädoyer, Sexualität, Körper, Lust und Gewalt, Vergangenheit und Gegenwart zusammenzudenken. Wer verstehen will, warum Hass attraktiv werden kann, wird an diesem Essay nicht vorbeikommen.

Sabine Romer

Nina Schedlmayer:
Hitlers queere Künstlerin. Stephanie Hollenstein – Malerin und Soldat. Wien: Paul Zsolny Verlag 2025. 300 S., 28 €.

Wie kann eine queere Künstlerin zur Verehrerin Hitlers werden? Die Kunsthistorikerin Nina Schedlmayer zeichnet in ihrer Monographie eindrücklich das widersprüchliche Leben von Stephanie Hollenstein nach – und legt damit eine Biografie vor, die irritiert und zum Weiterdenken zwingt. Hollenstein, 1886 in Lustenau (Vorarlberg) geboren, war eine expressivistische Malerin, die sich selbstbewusst in männlich dominierten Räumen bewegte. Im Ersten Weltkrieg diente sie – als Mann verkleidet – zeitweise als Soldatin. Sie lebte offen in Beziehungen zu Frauen und wird heute als queere Persönlichkeit eingeordnet. Zugleich war sie überzeugte Nationalsozialistin, verfasste antisemitische Notizen und verehrte Adolf Hitler und die nationalsozialistische Ideologie – ein Widerspruch, der Leser*innen verstören mag und den die Autorin ins Zentrum ihrer Untersuchung stellt, ohne ihn aufzulösen oder zu relativieren.

Auf Grundlage sorgfältig recherchierter archivalischer Quellen und

einschlägiger Sekundärliteratur zeichnet Schedlmayer das differenzierte Bild einer Künstlerin nach, die nach 1938 keineswegs marginalisiert war, sondern aktiv in die kulturellen Strukturen des NS-Regimes eingebunden blieb und von ihnen profitierte. Schedlmayer vermeidet dabei jede nachträgliche Entlastung: Hollenstein erscheint als handelndes Subjekt, das sich bewusst in den Dienst einer autoritären Ideologie stellte, NSDAP-Mitglied wurde, und das trotz der Verfolgung homosexueller Menschen durch das Regime. Die große Stärke des Buches liegt in dieser schmerzhaften Ambivalenz. Es stellt die Annahme infrage, queere Lebensweisen – nicht nur solche Anfang des 20. Jahrhunderts – seien per se progressiv oder widerständig. Hollensteins Biografie zeigt vielmehr, dass auch Menschen, die gesellschaftliche Normen unterlaufen, autoritären und ausgrenzenden Ideologien anhängen können. Diese Einsicht ist unbequem, aber notwendig und von hoher Aktualität, wie Schedlmayer unter anderem am Beispiel der derzeitigen Co-Parteivorsitzenden der rechtspopulistischen und rechtsextremen Alternative für Deutschland (AfD) aufzeigt. Besonders eindrücklich hallt Schedlmayers letzter Abschnitt nach: „Hollenstein bleibt eine Künstlerin mit großen Verdiensten, die einer mörderischen Ideologie anhing. Eine Frau, die mit ihrer Energie, ihrem Durchsetzungswillen und ihrem Mut zum Unkonventionellen ein Role Model für junge Künstlerinnen sein könnte – es aufgrund ihres Verhaltens im Nationalsozialismus aber nicht sein kann. Die nicht sehen wollte, was ihre Gesinnungsgenossen einstigen Freundinnen und Freunden antaten. Die Opfer hätte sein können, aber auf der Seite der Täter stand.“ (S. 267) Hitlers queere Künstlerin ist nicht nur eine eindringlich geschriebene, gut lesbare Biographie, die rasch eine starke Sogwirkung entfaltet. Sie ist auch weit mehr als die Lebensgeschichte einer einzelnen Künstlerin: Sie leistet einen präzisen und differenzierten Beitrag zur Frage, wie widersprüchlich historische Existenzen, Lebenslinien und -entwürfe verlaufen können und plädiert dafür, diese Widersprüche nicht zu glätten, sondern sie auszuhalten, zu hinterfragen und ernst zu nehmen.

Sabine Romer